

(Nachdruck verboten.)

1) Das Weiberdorf.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

I.

„Trapp, trapp“ — hart klingen die Schritte auf der steinigten Landstraße. Männer, ein ganzer Trupp! Und nun noch ein Trupp, und etwas weiter zurück kommt noch ein dritter. Männer mit Schweiß auf den Stirnen, mit Staub auf den Stiefeln, mit der ganzen Blut des frühen Sommers und des hastigen Wanderns auf den geröteten Gesichtern. Jeder trägt sein Bündel am Stecken über der Schulter, paarweise schleppen sie auch ein Kofferchen; alle haben sie die Taschen der städtischen Sonntagsröcke vollgestopft zum Plaken.

Nun halten sie an auf der Höhe von Schwarzenborn und verschauern.

Da unten liegt das Salmthal, schmal und grün und lieblich; die klare Salm schlängelt sich als Silberband, dort, an der letzten Krümmung, ragen die Ruinen vom Kloster Sinnerod, schon verschleiert vom Abenddunst, und da, dicht zu Füßen, scheinbar mit einem Steinwurf zu erreichen, Eifelschmitt! Daheim, daheim!

Ein froher Schein glitt über die heißen Gesichter, ein tiefer Atemzug hob jedem der Wanderer die Brust unter dem zerknüllten Hemd. Da wurden rasch die Hüte vom Kopf gerissen und geschwenkt. „Hurra! Heloa! Derhäm!“

Der Jüngsten einer, der schlaute Kerl mit dem Feldblumensträußchen am Strohhut, sing ein Lied an; er schmetterte aus Leibeskräften, sein starker, etwas kratziger Tenor zitterte in mächtigen Schallwellen über die Berggrüden, unten im Thal erwachte ein Echo. Das machte ihm Vergnügen; er hielt den einen Ton an, gleich stark, endlos, die Bänder am Halse schwellen ihm, sein Gesicht wurde blaurot, die Augen quollen ihm vor — immer noch!

Die anderen bewunderten ihn: „Dän kann et!“

Immer noch — da, knacks, der Ton brach ab! In gekränkter Eitelkeit versuchte der Bursche noch einmal, aber die Stimme gehörte nicht mehr.

„En Krümmel in der Tröt (Kehle), faon se lao unnen zu Gölle — haha — en Krümmel in der Tröt!“ Die Männer lachten.

Der Sänger wurde zornesrot und räusperte sich gewaltsam.

„Loos fin,“ sagte begütigend einer der Älteren und klatschte ihn freundschaftlich auf die Schulter. „Hal Dei Maul Zong! Sei net so bubsterzig (eigensinnig), de Stimme kann mer net kommandieren, se es ten Maschien on te Framensch.“ Und dann augenzwinkernd: „Wat moanste, Lorenz, ob Lenzen Babb heit Awend besser pariert?“

„Dat Babbche?! Lorenz zeigte, schnell gekräftet, die tadellosen Zahneihen. „Et gitt gädig vor Freud. Se maanen all, mir kommen erscht morjen.“ Er patzte sich auf die Lenden. „Helao, da gitt ebbes! Seit Weihnachten, en halw Jaahr ohn Schak gefäß! Dat es net pläsierlich!“

„Nä, nä, dat es et aach net!“ Eine gewisse Nührung bemächtigte sich ihrer sämtlich; ein jeder dachte an die, die an seiner Brust liegen würde. Die Ehemänner dachten an ihre Frauen, die Ledigen an die Mädchen, die sie beim letzten Besuch zu Weihnachten am heißesten geküßt, heiß geküßt im kalten Schnee. Und jetzt war Sommer — die hatten lange fasten müssen!

„Da gitt en Freud!“ Man warf sich in die Brust, man brachte ja das Glück. Schnell noch einen Blick hinunter ins dämmernde Thal — da warteten die Hütten im milden Abendlicht, leichter Rauch kränkelte sich vom heimischen Herd. Da träumten die Wiesen und die Büsche am Waldsaum lockten mit verschwiegenem Dunkel.

Es schwebte etwas herauf, es kam mit dem Wind und flüsterte ins Gras; die Luft koste leise und weich, Nebelfreien wie winkende Brautpaare stiegen aus dem Grund am Bach, Bäume streckten verlangende Arme aus — jetzt — hier, da, dort glomm ein Lichtchen auf, blasser Sterne, sehnsüchtige Augen in einsamer Kammer.

Niemand mehr auf den abschüssigen Ackerchen — alles still, wie begraben.

„Gäh! Halloah! Sieht noch net schlafen, eweil sein mir elao! Halloah — — — oa — — oah — —!“ Einer da oben hielt die hohlen Hände vor den Mund und tutekte hinein; dann warf er lustig sein Bündel in die Höh: „Lorenz, Josef, Mathejen, Hanni, wän es dän erschten onnen? Hopp! Bonz onnen, Bonz owen (Kopf über, Kopf unter), voran gemacht!“

Wie Pfeile schossen die Burschen bergunter, sie verschmähten die vielfach gewundene Fahrstraße, auf steilen Abhängen schnitten sie die Serpentin ab; polternd, prasselnd stürzte ihnen loses Geröll nach. Auch die gefetzteren Männer eilten sich, eine plötzliche Ungeduld hatte sie alle ergriffen, das Blut stieß nicht mehr träge in den Adern, es kreiste unruhig und stieg ihnen zu Kopf.

Heller und heller stimmerten unten die Dichtchen, sie warfen einen trauten Schein aus den engen Kammerfenstern — voran, voran! Süße Vogelstimmen piepten im Nest — voran, quer durchs Brombeergebüsch! Da sah schon eine weiße Hauskake auf der Lauer, sie sprang nicht fort, sondern stieß den sammetweichen Kopf schmurend gegen die sie streichelnden Hände. Aber weiter, die warteten!

Der Berghang wimmelte von dunklen kletternden Gestalten; nun kam der letzte Absatz, man rutschte, man glitt, man sprang — nun lag das Dorf ganz nah, melodisch tönte das „Muh“ einer Kuh, ein sehnsüchtig langgezogener Liebeschrei.

Noch atemlos begann Lorenz zu schmettern, da war keiner, der nicht mit einstimmte:

„Kommen wir in dieser Nacht,
Fein Liebchen, fein!
Seid Ihr tot oder lebt Ihr noch,
Fein Liebchen, fein?“ — — —

Da war schon das erste Haus.

„Will das Mädchen net obstoht,
Fein Liebchen, fein!
So wollen wir's in die Bloz drohn (in die Pfütze werfen),
Fein Liebchen, fein!“ — — —

Immer lauter wurde der Gesang, er schwell an und wuchs und drängte:

„Will das Mädchen sich net tummeln,
Wollen wir de Thür uffstummeln.“ — — —

Gorch, ein heller Schrei: „Jesses, die Mannsleit!“

Die Thür des ersten Hauses war aufgefliegen, ein Weib in Unterrock und halbgeöffneter Taille stürzte heraus, mit einem Satz stand sie mitten unter den Männern, wild sah sie sich um — wieder ein Aufkreischen — da, sie stürzte dem einen an den Hals.

„Jesses, Hubert, Iao biste! Komm erein, Mahn, komm erein! Ech haon uf dech gelauert! Dag on Nacht, onsen Gährgott woah et — gelowt sei de Jongfra Maria!“ Sie bekreuzte sich und ihn. „Kömm, Kömm!“ — schon sprang sie wieder zur Thür — „Kömm, dän Badder es elao!“ Sie zog ihren Mann hinter sich drein, kaum daß sie ihm Zeit ließ, den Kameraden zuzunicken; sie hielt ihn so fest am Aermel, als fürchte sie, ihn gleich wieder zu verlieren. Die Frau mit dem schon faltigen Gesicht und den Zahnlücken zeigte die Blut einer Zwanzigjährigen.

„Se sein hei, se sein hei!“ Nur dieser eine Ruf und alle Häuser waren plötzlich belebt, alle Fenster hell, alle Türen geöffnet. Kinder, in Hemden und barfüßig, wie sie aus dem Bett gesprungen, standen auf der Schwelle; Frauen und Mädchen eilten auf die Gasse. Der weiche Sommerabendwind spielte mit ihrem halbgelösten Haar und den hastig übergeworfenen Kleidern. Laternen tauchten auf vor den Ställen, in den Höfen, in Birtschhaus wurden alle Lampen angezündet. Peter Krummhaidt stieg eilig in den Keller und stach ein Faß an. Die Straße wimmelte von Menschen, wie mit Zauber Schlag waren sie alle erschienen, alle umringten die Ankömmlinge. Das war ein Gesumm, ein Lachen, ein Geschrei: „Se sein hei, se sein hei!“

Lorenz Schneider stand an der Ecke am Brellstein. Hier ging's hinein in ein dunkles Gäßchen, erst zwischen Stallwänden, dann zwischen Hecken — nichts rührte sich drin —

und da war die Straße, hell vom Lichtschein, der aus den geöffneten Fenstern und Thüren fiel. Alle, die er kannte, standen da umher, aufgeregt, lachend und schwachend; die Weiber hatten die Männer untergefaßt, die Mädchen begrüßten ihre Schäge.

Immer wieder suchten seine Blicke, enttäuscht fing er leise an zu fluchen — Dummertel, wo war das Babb? Schließ sie schon so fest, daß sie den Lärm nicht hörte? War sie ihm untreu geworden? — Da mußte er doch lachen, war denn hier wohl ein Mannsbild gewesen, um das sich's verlohnte, ihn zu vergessen? Er ärgerte sich, warum kam sie nicht? Ob er nach ihr fragte?

Vor dem Wirtshaus hatten sich die ganz jungen Mädchen, die heurigen Hasen, in einer Reihe aufgestellt; neugierig und ein wenig neidisch guckten sie zu, wie die älteren Schwestern und Bekannten mit ihren Büscheln abzogen. Die Augen funkelten ihnen im Kopf, sie brachten die Mäuler nicht zusammen. Sie stießen sich mit den Ellenbogen an und lüchelten, als Lorenz nach ihnen hinsah.

Den Schnurrbart aufdrehend, trat er zu ihnen — das Gesicht wurde stärker. „M'lowend, dir Mädelcher!“

„Boschur, Lorenz,“ sagte keck die erste. „Tina?“ sagte er erstaunt. Zu Weihnachten war sie noch halbwüchsig gewesen, und jetzt trug sie einen langen Rock und sah ihn an mit dreisten Augen. „Es dat Babbche net mieh hei, Tina?“ fragte er hastig. „Lenzen Babb?“

Tina zeigte lachend ihre weißen Zähne: „Ech waaf net!“ Mutwillig blinzelte sie den Gefährtinnen zu, er fühlte seine Hand ergriffen, kräftig geschüttelt und dann festgehalten. Zu einem Augenblick hatten ihn die Mädchen umringt; er stand mit Tina in der Mitte, die anderen hopten im Kreis, ausgelassen wie junge Vöcklein, um sie herum.

„Dommhaaten! Laof los!“ Unwirsch suchte er sich frei zu machen.

„Aufsch, aufsch!“ Tina schlenkerte ihre Zinger, gleich darauf packte sie ihn aufs neue; wie ein Ball stemmten sich die Mädchenleiber ihm entgegen.

„Schneidersch Lorenz, kuckelhei, Schneidersch Lorenz! Haha, hahahaha!“ Sie lachten wie die Tollen; dem Burschen schwirbelte es vor Augen und Ohren, er wurde hin und hergerissen, von einer gegen die andere gepufft. Tina hängte sich wie eine Klette an ihn, er wurde sie nicht los, nirgendwo konnte er den Kreis durchbrechen.

„Dummertüppchen noachsch, wuh es dat Babb?“ stieß er mit einer letzten Anstrengung heraus.

„Babb hin, Babb här,“

„Babb, dat es en Zodelbär — hahaha —!“

Immer dichter umdrängten sie ihn, immer schallender wurde das Lachen, immer wilder das Drehen; er fühlte Tinas Hände an seinem Rock, sie preßte ihm seine beiden Arme fest an den Leib. Jedesmal, wenn sie aufhüpfte, kitzelten ihn ihre krausen Haare unter der Nase, ihr Gesicht kam dem seinen ganz nah — da, ehe sie sich's versah, hatte er die Arme frei, er schlug sie ihr um die Taille, ein derber Schmatz brannte ihr auf dem Mund. Sie schrie hell auf und wandte sich zur Flucht; mit lautem Gefreisch stoben sämtliche Mädchen davon, er hinterdrein, hier suchte er noch eine zu fassen und da eine. Die Röde flatterten. Jetzt waren sie, um das Wirtshaus herum, im Dunkel verschwunden.

„Verfligte Koknaosen,“ schimpfte der Bursche und doch schminzelte er dabei — die Tina war gar nicht garstig, noch schmiedte er ihre frischen Lippen. Er schnalzte mit der Zunge, sein Durst war erwacht — wo blieb die Babb?

Langsam kehrte er zu seinem Brellstein zurück, in verdrossenen Gedanken blieb er dort stehen. Da — er schreckte auf, jemand zupfte ihn von hinten am Ärmel. Am Eingang des Gedengangs stand eine weibliche Gestalt.

„Babbchen?“ fragte er zweisehend. Sie kam ihm so wenig schlaun vor, Lenzen Babb war lang nicht so böllig gewesen. „Babb?“

„Heihsin!“ Schon zerrte sie ihn hinein in das dunkle Gäßchen, es schien ihr noch nicht dunkel genug, sie schob ihn hinter die Regentonne an der einen Stallwand. Jetzt schlang sie die Arme um ihn und küßte ihn, daß ihm der Atem verging. Sie gebärdete sich wie närrisch, lachte und schluchzte und drückte ihn, ohne ein Wort zu reden; ihre warme Brust bebte an der seinen, schwer hing sie ihm am Halse. Immer wieder preßten sich ihre Lippen auf seinen Mund, sie saugten sich förmlich daran fest.

(Fortsetzung folgt.)

Das Vermächtnis.

(Freie Volksbühne.)

Die Halbwelt läßt die „Welt“ nicht ruhen. Immer wieder findet sich ein Dichter, der die Frage aufwirft, ob nicht doch die Halbwelt schließlich anständiger ist, als die Welt, die den Zustand nicht nur gepachtet, sondern in ihrem eigenen Interesse auch erfunden hat. Die Halbwelt ist ein Gespenst der modernen bürgerlichen Gesellschaft, ein in seiner Art sehr lustiges Gespenst, das aber sofort fürchtbar wird, wenn man ihm am hellen Tage begegnet. Die Gesellschaft hat gegen das Gespenst nichts einzuwenden, wenn es in dem Dunkel bleibt, das einem rechtschaffenen Gespenst zukommt. Die Sache wird aber sofort unangenehm, wenn das Dunkel schwindet, und das Gespenst auf den abenteuerlichen Gedanken kommt, den korrelierten Gentleman K. auch Unter den Linden zu grüßen. Der aufrichtige Mensch ist in unserer Zeit der schlimmste Verbrecher und wird auch ganz logisch als Verbrecher behandelt. Es ist jedem gestattet, eine Geliebte zu haben; aber er wird zum Sünder, wenn er seine Geliebte — liebt. Er darf ihr eine kostspielige Wohnung mieten — Papa bezahlt's. Er darf ihr ein Koupee mit echten Säulen stiften — die Mittel reichen. Was er immer an gewöhnlicher Sinneslust zur Verfügung hat, er darf's befriedigen. Die Gesellschaft segnet den Bund, und man braucht sich nur an den nächsten Ortsparater zu wenden, um einen Mann zu haben, der auch die Gesellschaft segnet. Der Handel wird keine dramatische Handlung, so lange er unfruchtlich bleibt. Die Gesellschaft hat, wenn auch keinen feinen Verstand, so doch einen feinen Instinkt. Die Unfruchtlichkeit nimmt ihr nichts und giebt ihr alles. Es ist daher vollkommen logisch, daß sie die Unfruchtlichkeit toleriert. Wenn sie sich bei dieser Freigeisterei — wie üblich — auf Lessing beruft, begeht sie eine Frechheit, die man um ihrer Seltenheit willen entschuldigen kann. Tragisch — im bürgerlichen Sinn — wirkt die Sache erst, wenn ein anständiger Mensch dazwischen kommt. Wenn so ein reiner Thor auf den Gedanken kommt, seine Geliebte als sein Weib zu behandeln, wird der Handel unrein. Ein Duft von Sittlichkeit steigt auf, der ein allgemeines Naserümpfen verursacht. Die Gesellschaft hat, um es noch einmal zu sagen, einen feinen Instinkt. Es lebe die Unfruchtlichkeit, damit wir leben können! Aus Kreuz mit dem Schächer!

Schnitzler, der die eben geschilderte Tragikomödie behandelt hat, konnte in der Freien Volksbühne auf ein dankbares Publikum rechnen und hat auch ein dankbares Publikum gefunden. Männer und Frauen, die von der Korrektheit so weit entfernt sind, wie etwa ein Geheimgespräch von der historischen Vernunft, müßten seinem Stück unerspringliche Sympathien entgegen bringen. Der Beifall, den es fand, kommt zum größten Teil auf Rechnung der Tendenz. Menschen, die selbst gelitten haben, haben auch Mitleid und sie machen von dieser Gabe keinen unwürdigen Gebrauch, wenn sie sie an ein Wesen wenden, dessen Ehrbarkeit von der ehrbaren Gesellschaft bestritten wird.

Schnitzler hat sich nun freilich die Sache leicht gemacht, zweimal leicht sogar, wie wir gleich sehen werden. Er hat eine Dame zu seiner Heldin gemacht, die schließlich auch nach bürgerlichen Begriffen ein durchaus anständiges Weib genannt werden muß. Seine Toni ist nicht nur eine brave Geliebte, die um ihren Liebhaber in Sad und Asche trauert, sie ist daneben auch Mutter, und zwar eine sehr treue und aufopfernde Mutter. Daß aber ein solches Wesen unser Herz gewinnt, ist selbst vom bürgerlichen Standpunkt aus, selbstverständlich. Schnitzler hat eine Frage gestellt, die gar keine Frage ist. Man wird ihm gerecht, aber man spricht ihm auch sein Urteil, wenn man sein Stück ein Theaterspiel nennt. Was er aber versteht ist keine These, sondern ein Gemeinplatz. Selbst die „Welt“ hat immer gewünscht, daß es in der Halbwelt anständige Menschen giebt.

Wenn Schnitzler ein Dichter und nicht ein poetisches Talent gewesen wäre, hätte er die Frage anders gestellt. Dann hätte er uns die brave Toni geschenkt und hätte uns eine geschminkte Toni gegeben, die schon in ihrem Keupern die Negation aller Jungfräulichkeit gewesen wäre. Er hätte uns eine Toni gegeben, die wie ein Mensch trauert, nicht aber wie eine Heilige. Er hätte uns eine Toni gegeben, die kein Kind hat und auch kein Kind wünscht. Kurz und gut: Er hätte die Frage Halbwelt und Welt offen und ehrlich gestellt. So aber hat er nur gefragt, ob nicht eine anständige Dame der Halbwelt mehr wert ist, als eine mannländige Bourgeoisippe. Und das ist — ich bitte sehr um Verzeihung — im letzten Grund überhaupt keine Frage. Wohl aber liegt hinter der ganzen Affaire eine folgenschwere Frage. Ob die Damen anständiger sind, die sich mit einer angemessenen Mitgift verheiraten, oder ob man den Damen die Pafme reichen muß, die ohne Hoffnung auf irgend eine Mitgift das Leben nehmen, wie das Leben ihnen kommt — das ist allerdings — ich bitte wiederum um Verzeihung — eine Frage. Eine Frage, die Schnitzler nicht beantworten konnte, weil er nicht einmal das Talent hatte, sie zu stellen.

Schnitzler aber hat sich, wie wir bereits andeuteten, auch in anderer Weise die Sache leicht gemacht. Wenn man unvernünftig sein will, handelt es sich in dem Stück gar nicht um die Halbwelt, sondern nur um ein Vermächtnis. Schließlich erzählt der sehr ehrenwerte Professor Losalt nur den Wunsch seines sterbenden Sohnes, wenn er die Toni in sein Haus aufnimmt. Der Konflikt zwischen Welt und Halbwelt, der dem Stück seinen Sinn gegeben hätte, wird hier wiederum zu Gunsten eines anderen Konflikts ausgeschaltet. Quers

also ließ unser Dichter die Halbwelt fallen, und nun läßt er auch die Welt fallen, insofern nämlich, als er eine Situation erfindet, in der selbst die „Welt“ nicht wie die moralische Halbwelt handelt. Er hat sich's damit leicht gemacht. Die Tugend Tonis ist in diesem Zusammenhang ebenso leicht zu schildern, wie die Heuchelei der Doungeseffe. Daß Schnitzler trotzdem Anleihen machen mußte, beweist viel gegen sein Talent. Der Professor Losatti, indem er die konventionelle Moral an den Pranger stellt, ist eine Kopie, um nicht zu sagen ein Plagiat. In Ibsens „Wildente“ lebt derselbe Mensch als Photograph. Schnitzler hat ihn ins Oestreichische und Liberale übersetzt. Aus dem allgemein menschlichen Typus, in dem schließlich jeder Mensch sich bis zu einem gewissen Grade wiederfindet, ist ein Wiener Philister geworden, der uns zwar zum Lachen, aber auch zu nichts anderem bringt. Schnitzler hat den Typus, den Ibsen geschaffen hat, lokalisiert und verkleinert. Am letzten Ende ist sein Stück eine Frage der Halbwelt, die eigentlich gar keine Halbwelt ist, an die „Welt“, die eigentlich gar keine Welt ist. Schnitzler hat, um mit Jean Paul zu reden, den Aether mit Aether in den Aether hineingemalt.

In der Vorstellung fesselte vor allem Frau Paul-Steinert. Ihr diskretes und doch zugleich ergreifendes Spiel ließ in uns nur den Wunsch aufkommen, sie auch an andern Bühnen in bedeutenden Rollen zu sehen. Herr Klein war als Professor Losatti sehr komisch, womit er Herrn Schnitzler gerecht wurde. Die Misse hätte feiner gespielt werden können, aber schließlich kann Klein ja nichts dafür, daß Schnitzler Ibsens Figuren vergrößert. —

Erich Schläpfer.

Kleines Revueletton.

— **Volkstanz.** Im Kopenhagener „Volkshaus“ spielte vor kurzem, wie die „Leipz. Volksztg.“ berichtet, Edvard Grieg, der auch in Deutschland wohlbelannte norwegische Komponist, in einem billigen Sonntagkonzert den Kopenhagener Arbeitern eigene Kompositionen vor und begleitete selber am Flügel eigene Lieder, die eine tüchtige Sängerin sang. Nach dem Konzert dankte unser Genosse, der Abgeordnete A. C. Meyer, dem Künstler in einer kurzen Ansprache, die begeisterten Beifall fand. Darauf nahm der schweigsame Meister selber das Wort und sagte: „Dieser Abend erscheint mir wie die Verwirklichung meines Jugendtraumes, daß die Kunst, wie im alten Griechenland, zu allen den Weg finden solle, gerade deshalb, weil es ihre Aufgabe ist, von Herz zu Herzen Volkstanz zu bringen. Möchten diese Arbeiterkonzerte blühen und überall Nachahmung finden. Das ist des Volkes wegen zu hoffen und auch der Kunst wegen. Möchte die Kunst leben als Volkstanz!“ —

— **Das Geheimnis der Fakire.** Die Londoner Oculisten sind über einen Artikel des „Strand Magazine“ in großer Aufregung. Ein Mitarbeiter dieser Zeitschrift veröffentlicht nämlich darin das Ergebnis einer Unterredung mit Charles Vertram, der das „Schadu“, die Magie der Hindus, längere Zeit an Ort und Stelle studiert hat. Vertram hat 176 Fakire, die wegen ihrer Heiligkeit und Geschicklichkeit berühmt waren, bei ihren Vorstellungen genau beobachtet. Er hat besonderen Sitzungen an den Höfen aller Nachbarn in Indien- und Gangesgebiete, in Delhan und auf Ceylon beigewohnt. Er hat sich in alle Feinheiten der Kunst der Beschwörungen, Anrufungen und Ekstasen einweihen lassen, kurz, er ist jetzt erfahren im „Schadu-Mallah“. Sein Urteil über diese Wunder, die Blavatsky, Oberst Olcott und Annie Besant für das Ergebnis „latenter Kräfte“ halten, lautet dahin, daß in dem allem nicht ein einziger Trick vorkommt, den gute europäische Taschenspieler nicht ebenfogut, wenn nicht besser wie die hervorragendsten Fakire ausführen könnten. Die berühmtesten Experimente, die durch eine ganze Spezialliteratur als die geheimnisvollsten, die „astralsten“ hingestellt wurden, sind die mit dem Seil und dem Mango. Man hat erzählt, daß der Fakir in einem Raume ein Seil schlendert, das ohne jede Stütze an einem der äußeren Enden in der Schwere bleibe. In Wirklichkeit hat niemand ein solches Experiment gesehen, sondern es handelt sich um eine bloße Erfindung der Reisenden. Vertram hat sich bei 176 Fakiren danach erkundigt. Zum Teil hatten sie nie in ihrem Leben davon sprechen, zum Teil hatten sie es nur von Europäern erzählen hören. Diese haben augenscheinlich ein Kunststück falsch wiedergegeben, das eine außerordentliche Geschicklichkeit und lange Übung erfordert, selbst wenn man in Betracht zieht, daß ein dünner Eisendraht im Innern des Seiles vorhanden ist. Der Fakir hat ein Seil von 4—5 Fuß Länge, das er derartig schlendert, daß es sich so stark als möglich spannt, und er spielt Ball damit. Oder, was noch viel schwieriger ist, er faßt es wie der Regimentstambour seinen Stab in der Mitte und läßt es sich drehen. Am überraschendsten ist aber der Trick mit dem Mango. Er besteht darin, daß fast augenblicklich ein Samen Korn in einen Strauch verwandelt wird. Die Blavatsky sagte: „Die Fakire lassen diesen, kraft ihrer latenten Kräfte, durch ein Freiwerden ihres astralen Fluidums sprossen“. In Wirklichkeit geht die Sache so zu: Der Fakir hält vor aller Augen ein Mangokorn in der Hand, und in den Lampen, mit denen er stets versehen ist, hält er verborgen ein ebenso großes Korn wie das erste, das jedoch schon Wurzelchen und einen Ansatz zum Stamm hat, ferner einen Mangoschößling, der einige Finger hoch ist und ein Büschel Blätter trägt,

und endlich einen andern, schon viel höheren Schößling, an dem geschickt ein oder zwei Früchte befestigt sind. Mit vier kleinen Bambusstäben und einem dichten Stoff stellt er ein kleines, pyramidenförmiges Zelt her, das an den den Zuschauern zugekehrten drei Seiten geschlossen ist. Er rechtfertigt das damit, daß der direkte Atem der Ungläubigen das Wachstum der Pflanze hindern würde, diese aber trotzdem etwas Luft braucht. Er borgt sich eine Kupferschale, läßt sie von irgend einem mit feuchter Pflanzenerde füllen und wieder von einem andern das Samen Korn pflanzen. Dann beginnt er seine Beschwörungsformeln. Nach einigen Augenblicken hebt er den Vordertheil des Zeltes und prüft die Schale. Der Samen ist noch nicht gewachsen, aber während dieser Manipulationen hat er das zweite Samen Korn gepflanzt. Unter dem Vorwande, die Pflanze zu begießen, stellt er sich dahinter und pflanzt den ersten Schößling. Ein nochmaliges Begießen erlaubt ihm, den ersten Schößling zu entfernen und den zweiten an seine Stelle zu setzen. Das ist der ganze Trick, zu dem durchaus keine „latenten“ Kräfte, sondern nur eine hervorragende Geschicklichkeit notwendig ist. —

Erziehung und Unterricht.

— **Eigensinn?** Unter diesem Titel schreibt die „Kölnische Volkszeitung“: Eine häufiger auftauchende Erscheinung bei der Kinderwelt ist die hartnäckige Abneigung gegen gewisse Speisen. Es ist erwiesen, daß gewisse Menschen eine angeborene Abneigung gegen gewisse Nahrungsmittel hegen. Die einen können keinen Fisch oder keinen Käse vertragen. Andere fühlen beim Genuße gewisser Kräuter eine Bewegung im Magen, welche der Seekrankheit verzwiefelt ähnlich sieht, während ein dritter sich beim Genuße eines Gemüses, ja sogar gewisser Früchte vor Ekel schüttelt. Wir kennen Leute, welche keine rohen Früchte vertragen, während ihnen jede gekochte Frucht sehr wohl bekommt. Ferner giebt es Menschen, auf welche der sonst so gesunde und angenehme schmeckende Honig eine üble Wirkung ausübt, indes andere sich gleich und widerwillig von gekochten Hülsenfrüchten abwenden zum Beispiel von Linsen, weißen Bohnen, die in gebörtem Zustande noch viel Nahrungstoff haben. Alle diese Anlagen dürfen und sollen bei idiosynkratisch veranlagten Kindern mit weiser Rücksicht behandelt werden, auch dort, wo vernünftig denkende Eltern und Erzieher sonst berechtigterweise den Genuß sämtlicher ihnen vorgesetzten Speisen von den Kindern verlangen. Es hält durchaus nicht schwer, in dieser Hinsicht das Nichtige herauszufinden, indem man bei der Weigerung der Kleinen verlangt, daß sie von der in Frage stehenden Speise nur eine ganz kleine Portion zu sich nehmen. Beobachtet man, daß sie sich dabei einen wirklichen Zwang anthon müssen, so gebe man sich mit diesem kleinen Akte des Gehorsams zufrieden. Ist Idiosynkrasie vorhanden, so wird selbst der kleinste Wissen schon irgend eine besondere Nachwirkung hervorbringen. In diesen Fällen ist die angeborene Abneigung gegen diese Speise da, und Grausamkeit wäre es, das kleine Geschöpf durch fortgesetzten Zwang zu martern. Man könnte sogar eine Erkrankung des Kindes durch ferneren Zwang herbeiführen. Wird dagegen eine ganz kleine Gabe der angeblich widerwärtigen Speise vertragen, so wiederhole man das nächste Mal die Verabreichung derselben winzigen Portion, worauf, falls keine üble Nachwirkung eintritt, beim drittemal die Gabe ganz unmerklich vermehrt wird. In dieser Weise kann man die meisten Kinder dahin bringen, Nahrungsmittel, die bloß ihrem Geschmack nicht besonders entsprechen, zu genießen. —

Musik.

— Im Berliner Opernhause wurden im Laufe des Jahres 1899 62 verschiedene Werke aufgeführt. Darunter sind Richard Wagner mit 10, Lohengrin mit 6, Mozart und Verdi mit je 5, Auber mit 3, Bizet, Donizetti, Kienzl, Meyerbeer, Rossini, Weber mit je 2, d'Albert („Abreise“), Beethoven, Boieldieu, Gellius („Halsstich“), Chabrier („Briseis“), Doebber („Grille“), Flotow, Gluck, Gounod, Dittersdorf, Humperdinck, Kreutzer, Leborne („Madara“), Leoncavallo, Mascagni, Nicolai, Emetana, Strauß, Thuille („Lobentanz“), Thomas mit je einem Werk vertreten. Von den aufgeführten Neuheiten haben weder d'Alberts „Abreise“, noch Chabriers „Briseis“, Doebbers „Grille“, Lebornes „Madara“ oder Lohengrins „Regine“ im Spielplan festen Fuß zu fassen vermocht. An selbständigen Abenden haben Richard Wagner 58, Lohengrin 32, Mozart 23, Boieldieu 12, Auber 11, Verdi 10, Weber 7 in Anspruch genommen. —

Völkerkunde.

— Ueber seine Reise nach den Marquesas-Inseln sprach Prof. Karl von den Steinen im Leipziger „Verein für Erdkunde“. Von den zwölf Inseln sind sechs bewohnt. Die Sitten der Eingeborenen sind, wie der Redner nach einem Bericht der „M. Allg. Ztg.“ ausführte, stark europäisiert, selbst der Baustil. Nur die weit im Südosten gelegene Insel Fatuiva machte von dieser Regel eine Ausnahme; hier hatten die Leute noch nicht alles vergessen. So launten sie noch die alten Tätowier- und Schnitzmuster und tanzten noch ohne Rücksicht auf den französischen Festkalender. Hier fand der Forscher noch alte Knotenschmüre, deren sich die Tuhua, die Wissenden, bedienen, um die Genealogien und alten Lieder besser im Gedächtnis zu behalten, also völliige Analoga zu den peruanischen Quipus. Darauf gab der Vortragende eine eingehende Erläuterung und Beleuchtung des Tapu (nicht Tabu) Begriffs. Tapu ist bekanntlich jene den Polynesiern und Mikro-

nestern eigentümliche religiös-politische Einrichtung, vermöge deren jedes Ding, sei es Person oder Sache, in einer Art Baum befangen ist oder aber in einen solchen gethan werden kann. Es geschieht dies vermöge einer besonderen göttlichen Kraft, die zunächst den Göttern und allem, was mit ihnen in Verbindung steht, dann aber auch den Vornehmen, bei den Frauen aber nur den allervornehmsten, imwobohnt, und die sich aber nur darin äußert, daß die Dinge, in denen jene Kraft von selbst liegt, ohne weiteres dem Gebrauch des Menschen entzogen sind, während das Tapu nach dem Willen der Bevorrechtigten jederzeit auf alles übrige gelegt werden kann. Das Tapu ist bei den Marquesanern trotz aller Neuerungen noch heute in voller Kraft; es durchdringt alle Verhältnisse und ist zu einer ungemessenen vielseitigen Ausdehnung gelangt. Tapu ist das Marae, die Steinterrasse mit den Gräbern der Priester; Tapu sind verschiedene Tiere, wie Vögel und Makrelen; Tapu ist jeder Säugling — Tapu ist eben überall, ist alles. Neben dem gewöhnlichen Tapu, unter dem besonders das weibliche Geschlecht zu leiden hat — in Gestalt von Speiseverboten usw. — giebt es einen „großen Tapu“, der bei besonderen Gelegenheiten in Kraft tritt; es giebt ferner einen „Kopftapu“ und einen „Marco-Tapu“, und es giebt schließlich auch einen „Tama-Tapu“. Für den ersten ist charakteristisch die ungeheure Bedeutung des kindlichen Kopfes, die es z. B. der Mutter verbietet, das Haupt ihres Kindes auch nur zu berühren. Der nach dem Hüftenuch (maroo) der Frauen benannte Tapu verfolgt den Zweck, die Rechte des weiblichen Geschlechts nach jeder Richtung hin zu beschneiden. Das Tama-Tapu endlich, das Tapu des heiligen Sohnes, konzentriert sich auf die Bevorzugung einer bestimmten männlichen, jugendlichen Person, die sich thatsächlich alles erlauben kann. Nur eines fehlt dem Jüngling, die Unverletzlichkeit, die dem Priester eigentümlich ist.

Technisches.

— Die Rennacht „Chamrod“. Für den Bau schnelllaufender Segelboote wurde bisher das Holz zur Herstellung aus technischen Gründen bevorzugt, aber wie auf so vielen gewerblichen Gebieten, hat sich auch hier bereits der Stahl den Eingang erzwungen. Eine Werft zu Chiswick hat, wie „The Engineer“ kürzlich mitteilte, die Rennacht Chamrod von 160 Tonnen Wasserverdrängung, 38,9 Meter Länge über alles und 27,2 Meter Länge in der Wasserlinie fertiggestellt, deren Querspannen ebenso wie die innerhalb derselben angebrachten, zur Längsversteifung dienenden Längspannen aus Winkelstahl bestehen. Um zur Förderung der Schnelligkeit die Reibung der Schiffswände im Wasser auf das geringste Maß zu beschränken, ist der Schiffsboden bis zur Wasserlinie durch Kupfretten von Weichen aus Manganbronze von der Zerreibfestigkeit des Stahls hergestellt, deren Außenfläche poliert ist. Diese Bronzebleche sind dünner als die 9,5 Millimeter dicken Weiche aus einer Aluminiumlegierung, die oberhalb der Wasserlinie die Schiffswände bedecken. Das spezifische Gewicht der Legierung soll das des reinen Aluminiums nicht übersteigen, dagegen ist ihre Festigkeit eine fast doppelt so große, 22 Kilogramm auf 1 Quadratmillimeter, so daß man an Magnesium denken könnte; ihre Zusammensetzung wird jedoch geheim gehalten. Auch das Deck besteht aus Weichen von dieser Legierung, die aber mit Segeltuch bekleidet sind. Vorder- und Hinterleuen nebst Audek, welches sich durch große Oberfläche auszeichnet, sind aus Bronze gegossen. Der bis zu 6 Meter Tiefe in das Wasser hinabreichende Kiel aus Blei hat ein Gewicht von 80 Tonnen, der Hälfte des Gewichts des ganzen Fahrzeuges. Er soll dem Winddruck gegen die große Segelfläche von 1285 Quadratmeter das Gegengewicht halten. Der Mast besteht in seinem unteren Teile von 56 Centimeter Durchmesser bis zu einer Höhe von 22,4 Meter über dem Kiel aus dünnem Stahlblech, die aufgesetzte Stange, die noch 9 Meter höher hinaufreicht, ist jedoch, wie die anderen Rundhölzer, aus Oregonfichte hergestellt. Durch die Verwendung von Stahl statt des Holzes zum Mast soll ein Gewicht von etwa 1500 Kilogramm erspart worden sein, das bei seiner Höhenlage die Neigung zum Ueberkrängen der Segel verstärken würde. Das siehende Gut der Takelage ist aus dünnen Drahtseilen hergestellt.

(„Prometheus.“)

Humoristisches.

— Von Serenissimus. Auf einer Reise durch die Schweiz bemerkt Serenissimus in einer Poststation, wie an den abgehenden Postwagen ein drittes Pferd angepannt wird. Erstaunt fragt er: „Ach, Kindermann, ah, sagen Sie mal, warum spannen die Leute da ein drittes Pferd zu?“

„Der Weg führt hier steil auf den Berg hinauf, Durchlaucht“, meint Kindermann, „herunter fahren die Wagen nur mit zwei Pferden.“

„So, so, ah, sehr interessant“, erwidert Serenissimus, „aber, da müssen sich ja im Laufe der Zeit da oben auf dem Berge recht viele Pferde ansammeln.“ —

(„Simplic.“)

— Liebesantrag eines zerstreuten Gelehrten.
Geehrtes Fräulein!

Schon längst wollte ich Ihnen die innersten Gefühle meines Herzens enthüllen, und erst heute finde ich Kraft und Mut dazu.

Seit ich Ihre werthe Bekanntschaft machte, hab' ich zum erstenmale in meinem Leben das empfunden, was man Liebe nennt. Und wie hab' ich es empfunden! Gleich in der Maximal-Dose.

Hier kann man bei den Kandidaten sich nicht streng genug zeigen. Ich empfehle daher der hochwohlthätigen Regierung, die Prüfungs-Kommission anzuweisen, jeden Kandidaten durchfallen zu lassen, der in den Maximal-Dosen nicht absolut sattelfest ist — gleichviel wie seine sonstigen Leistungen auch seien.

Mit vorzüglicher Hochachtung

ergebenst
Professor Anise. —

Notizen.

— Das Schiller-Theater bringt als erste Novität im neuen Jahre ein Volksstück von Louis Herrmann.

— Ein französisches Theater wird, wie das „V. L.“ mitteilt, im kommenden April und Mai im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin spielen. Das Ensemble soll sich aus den ersten Kräften der besten Pariser Bühnen zusammensetzen und jede Vorstellung durch „Conférences“ französischer Schriftsteller eingeleitet werden.

— Für die Große Berliner Kunstausstellung 1900 wird eine umfangreiche Kunstgewerbliche Abteilung geschaffen.

— Das Prinz-Regenten-Theater in München soll am 12. März 1901 mit den „Meisterfingern“ eröffnet werden. Die Hoftheater-Intendant hat das Theater auf zehn Jahre gepachtet und sich das Ankaufsrecht vorbehalten. Die jährliche Pachtsumme beträgt 55 000 M. Der Bau, der nahezu zwei Millionen kosten und das Bayreuther Theater in jeder Hinsicht übertreffen wird, soll sofort in Angriff genommen werden. Jeden Sommer werden darin 36 Wagner-Vorstellungen stattfinden, außerdem an Sonntagnachmittagen hauptsächlich billige Volks-Vorstellungen klassischer Werke.

— In München soll auf Beschluß des Magistrats ein neues Marionetten-Theater erbaut werden.

— Der Komponist Karl Millöder ist am Sonntag in Baden bei Wien gestorben. Er ist besonders bekannt geworden durch die Operette „Der Wetzelsstudent“, mit der er im Jahre 1882 einen durchschlagenden Erfolg erzielte. Auch „Der Feldprediger“, „Der arme Jonathan“, „Gasparone“ und viele seiner Lieder — darunter „O du himmelblauer See“ aus dem „Verwünschten Schloß“ — haben seinen Namen populär gemacht. Millöder hat ein Alter von 59 Jahren erreicht.

— „Versacrum“, das Organ der Wiener „Seceffion“, erscheint vom Januar ab in eigener Verlage der Vereinigung. Die Zeitschrift wird jetzt monatlich zweimal herausgegeben.

c. Ein Geschenk von fünf Millionen Franks hat die Université de France erhalten. Der Deputierte Raphael Bischoffsheim, ein Mitglied des Institut de France, hat der Université das Observatorium von Nizza auf dem Mont Gros und was dazu gehört als bloßes Eigentum, ferner die Summe von 2 1/2 Millionen Franks geschenkt, deren Erträge nach seinem Tode zur Unterhaltung des Observatoriums verwendet werden sollen. Der Wert dieser Schenkung beträgt im ganzen 5 271 000 Franks. Die Scheuung schließt außer dem Observatorium von Nizza, zu dem ein Terrain von ungefähr 35 Hektar gehört, noch die beiden Nebenanlagen auf dem Mont-Nonnier und auf dem Mont Macaron (Secalpen), ferner alle Instrumente, Möbel und die Bibliothek von etwa 6000 Bänden ein.

— Die Galleria Borghese soll gegen eine Entschädigung von 3,6 Millionen Lire, die in zehn Jahresraten zu zahlen sind, Eigentum des italienischen Staates werden. Der Vertrag liegt der Kammer zur Genehmigung vor. Der mittlere Wert der Schätzungen, die von verschiedenen Sachleuten ausgeführt wurden, beträgt 7,2 Millionen Lire. Lizians „Jedidee und himmlische Liebe“ wurde dabei mit 4 Millionen, Raphaels „Grablegung“ mit 2 1/2 Millionen, Correggios „Danac“ mit 1 Million Lire geschätzt.

— Auch in Madrid soll am 1. Februar eine Journalistenschule eröffnet werden.

— Gerhart Hauptmanns „Versunkene Glocke“ ist auch von einem jungen russischen Komponisten, Alexei Dawidow, als Oper komponiert worden und gelang in Petersburg zur Aufführung.

— Bei der Station Sorowitz der Linie Salonik-Monastir (Macedonien) hat das russische archäologische Institut zu Konstantinopel eine Nekropole der Hallstattzeit aufgedeckt. Von einer runden Steinmauer umschlossen, fanden sich hier 222 Gräber aus großen Steinen; 5-8 von ihnen werden wegen ihrer hervorragenden Größenverhältnisse als Anbestätten von Säuglingen angesehen. Die Leichen sind beigelegt, nicht verbrannt worden, die Knochenreste gut erhalten. Ihnen beigegeben waren einige Stücke Goldschmuck, Töpferarbeiten mit geometrischem Zierrat, Bernsteinfäden, ferner eiserne Waffen. Aus Bronze sind Figuren von Pferden und Vögeln, Armringe, Nadeln, Ohrgehänge, Perlen und Geschirr. Von den 897 Stücken erhält die Anstalt die Hälfte.

— Eine deutsche Zeitung erscheint seit Ende November in Caracas (Venezuela).